

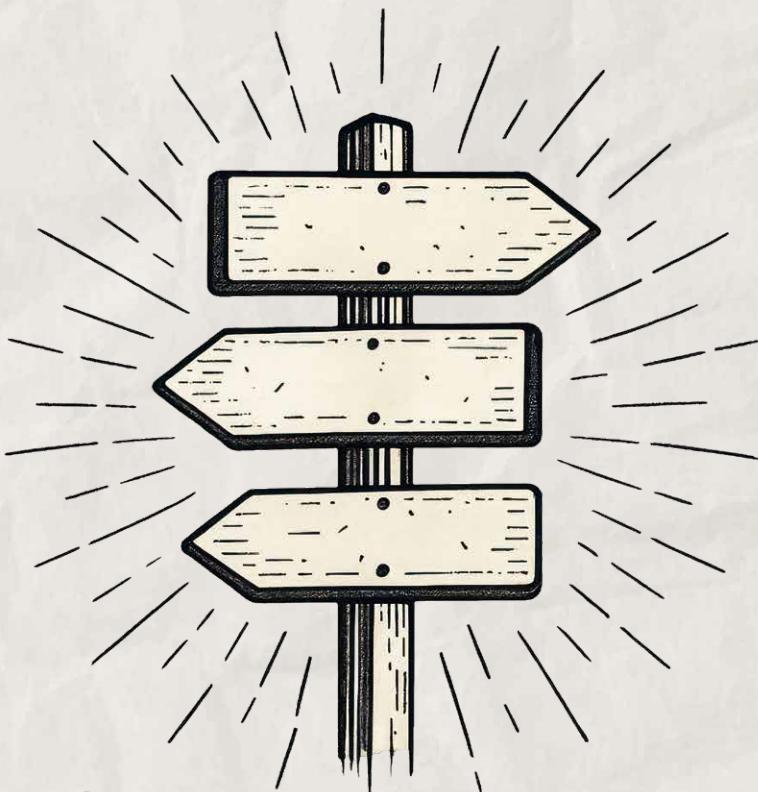
Was wäre wenn...

Drei Menschen.

Drei Blickwinkel.

Eine Frage, die alles verändern kann.

Diese kleine Frage öffnet manchmal ganze Welten. Sie verändert den Blick auf Herkunft, Entscheidungen und das eigene Leben. Drei Geschichten zeigen, welche Kraft in „Was wäre, wenn ...“ liegen kann.



Rupert

Was wäre, wenn Ort und Zeit meiner Geburt ganz anders ausgefallen wären?

Diese Frage stelle ich mir öfter. Wie die nicaraguanische Schriftstellerin Gioconda Belli in ihrem Buch Die bewohnte Frau (im Original: La Mujer Habitada) schreibt: „Niemand sucht den Ort und die Zeit seiner Geburt aus.“ Und doch bestimmt genau das so viel von unserem Leben. Ich stelle mir das gerne ganz technisch vor: eine Matrix, auf der die X-Achse alle Länder abbildet – von Austria bis Zimbabwe – und die Y-Achse die Zeit, von Christi Geburt bis heute. Die komfortablen Zeiten und Zonen sind erhaben: Dort, wo man um diese Zeit nicht an einer Blinddarmentzündung stirbt. Wo ein Zahnnarztbesuch keine Folter ist. Wo es im Winter warm genug ist, um nicht zu frieren. Wo saubere Bettwäsche selbstverständlich ist. Wo es Bildung und Gesundheit für (fast) alle gibt und wo Frieden herrscht. Wenn ich mir diese Karte vorstelle, sehe ich helle, kleine Erhebungen – wie sanfte Hügel. Das sind die Orte und Zeiten, an denen ein Mensch mit hoher Wahrscheinlichkeit ein gutes Leben führen kann Und dann gibt es die riesige, flache Ebene: all jene Orte, an denen es hart, gefährlich, prekär, ungerecht ist. Und genau auf einem dieser winzig kleinen, hellen Flecken bin ich gelandet. Ausgerechnet dort, wo die Bedingungen fast maximal komfortabel sind. Je älter ich werde, desto klarer spüre ich: Meine Generation hat den Sechser im Lotto gewonnen. Wir wurden in eine Zeit und Region geboren, die zu den wenigen privilegierten Koordinaten aus Zeit und Weltkarte gehören. Was wäre, wenn meine Geburt nur ein wenig verrutscht wäre? Sudan oder Ukraine 2025 – Pech!, als Kind von „Ziegelbehm“ am Wiener Laaer Berg 1890 – ebenfalls Pech! Es wäre ein völlig anderes Leben geworden. Diese Vorstellung macht mich demütig. Und ich denke: Dankbarkeit und Engagement für eine gerechtere Welt ist mehr als angebracht.

Rupert lebt in Wien, ist selbständig und engagiert sich in den Südwind-Läden

Martha

Was wäre, wenn ich niemals fürs Rote Kreuz auf Einsatz gegangen wäre?

Diese Frage begleitet mich unweigerlich, da ich jeden Tag mit einer Situation oder Begebenheit aus diesen prägenden Jahren in unterschiedlichen Ländern verbunden bin. Eine meiner Lieblingsautorinnen (Isabel Allende) formuliert es so schön: "Wir sind alle Tropfen vom selben Ozean." Diese Erfahrung hat sich durch meine Arbeit in sogenannten Entwicklungsländern tief in mir eingeprägt. Wenn ich nicht fürs Rote Kreuz nach Sri Lanka gegangen wäre im Jahr 2005, hätte ich meinen Exmann nicht getroffen und der wiederum hat mir die Welt nach Peru „geöffnet“. Es ist wie eine Kettenreaktion, die miteinander verbunden und verwoben ist. Oft ist es eine Entscheidung im Leben, die den gesamten Weg verändert und in eine andere Richtung lenkt. Sehr häufig führt diese eine Entscheidung zu Möglichkeiten, Begegnungen und Erfahrungen die darüber hinaus weitere Kreise ziehen. Ich bin zutiefst dankbar, dass ich 2005 trotz meiner Angst nach Sri Lanka gegangen bin. Ich bin dankbar, dass ich hartnäckig genug war, mich immer wieder zu bewerben und meinen Traum einer Tätigkeit als psychosoziale Delegierte Raum gegeben habe. Es brauchte Mut und oft sind unsere wichtigsten Entscheidungen genau die, die sich nicht nur leicht und einfach anfühlen. Was wäre, wenn ich mich nicht auf diesen Weg begeben hätte ist vor allem die Gewissheit, dass ich die Welt niemals in der Intensität und auch Schönheit inmitten von Schmerz und Chaos erfahren hätte. Es hat mir gezeigt, wie viel jeder Mensch bewirken kann und wie sehr wir – unabhängig von Kultur, Erfahrung, Religion – miteinander verbunden sind. Diese Erfahrungen sind für mich wichtiger als alles, was ich je akademisch lernen hätte können. Denn es war das Wissen und die Weisheit von Menschen, Gesprächen und all dem, was ich durch sie und mit ihnen erfahren und lernen durfte. Dafür bin ich unendlich dankbar!

Martha lebt in der Nähe von Innsbruck, ist psychosoziale Beraterin, Coach und unterrichtet in einer Volksschule

Anna

Was wäre, wenn ... meine Rolle in unserer Familie eine andere gewesen wäre?

Ich war das fünfte Mädchen und kurz darauf kam endlich „der Bua“. Ich erinnere mich erstaunlich weit zurück: an die Eifersucht, weil er gestillt wurde und diese Nähe bekam, die ich mir so sehr gewünscht hätte. Obwohl sich meine Mutter bemühte, veränderte seine Geburt meine Position. Ohne ihn, dachte ich oft, wäre ich vielleicht die Besondere gewesen. Statt dessen war ich das Kind, das „mitlief“. Sechs Kinder – das überforderte meine Eltern. Meine Schwestern übernahmen teilweise meine Erziehung, aber natürlich nicht so, wie es Eltern getan hätten. Daraus entstand ein Gefühl von Freiheit und zugleich von Nicht-Wichtigkeit. Ein „vogelfreies Aufwachsen“, das mich später stark gemacht hat: Ich musste mir Sichtbarkeit erkämpfen. Nicht die Erstgeborene, nicht die Schöne, nicht der heiß ersehnte Bub – wer sieht schon das fünfte Mädchen? Damals spürte ich auch etwas, das lange nachwirkte: Buben sind mehr wert. Der Pfarrer und der Bürgermeister kamen gratulieren, weil endlich ein Bub da war. Das war eine Kränkung, die ich bis heute manchmal spüre – etwa wenn ich mit einem männlichen Kollegen ein Seminar halte und er sofort gefeiert wird, obwohl ich mehr Erfahrung habe. Vielleicht deshalb suchte ich als Kind oft die Nähe zu Burschen. Nicht als Liebespartner, sondern als Freunde – bei ihnen fühlte ich mich wohler, freier, weniger eingeschlossen in eine Rolle. Im Fasching verkleidete ich mich als Bub, malte mir einen Bart und fühlte mich stark, mutig und irgendwie richtig. Und beim Western-Schauen fand ich die kreischen den Frauenrollen unerträglich – ich wollte wild sein, furchtlos, nicht die, die gerettet werden muss. Auch mit meinem Namen hatte ich lange ein Problem. Meine Oma hatte ihn ausgesucht, und als Kind dachte ich, Silvia, Sonja oder Andrea seien viel „coolere“ Namen. Erst später habe ich mein Anna schätzen gelernt. All das hat mich geprägt: Vielleicht war es weniger ein Kampf um Sichtbarkeit im Außen – als vielmehr ein innerer Kampf, mir selbst Bedeutung, Stärke und einen Platz zu geben. Und genau daraus ist meine Kraft entstanden.

Anna lebt im Mühlviertel und arbeitet als Supervisorin